

Karl-Heinz Weger SJ

Wozu sind wir auf Erden?

Antworten auf eine alte Katechismusfrage

Vor einigen Jahren schrieb der marxistische Philosoph Adam Schaff in geradezu erstaunlicher Offenheit ein ihn beeindruckendes Erlebnis nieder. „Mir ist“, so heißt es in seinem Buch „Marx oder Sartre“, „eine Versammlung mit Studenten in der akademischen Siedlung Jelinski im Gedächtnis geblieben; nach der Vorlesung über weltanschauliche Themen wurden Fragen über Ethik gestellt, darunter an erster Stelle Fragen nach dem Sinn des Lebens. Als einer plötzlich fragte: ‚Verzeihen Sie, aber vielleicht können Sie uns am eigenen Beispiel erklären, welchen Sinn das Leben hat?‘ – war meine erste Reaktion: Welch geschmackloser Sarkasmus gegenüber dem Vortragenden! Als ich jedoch auf den Fragenden und Hunderte auf mich gerichtete Augenpaare sah, verstand ich plötzlich: die Sache ist wichtig! Das bestätigte die Stille, in der sie meine Antworten anhörten. Ich muß zugeben, ich dachte damals laut und sehr fieberhaft. Bisher hatte ich diese Art von Problemen a limine als Quatsch verworfen. Es war wohl jener Abend, der mich vom Gegenteil überzeugt hat.“¹

Merkwürdig berührt es schon, daß ein Philosoph Vorlesungen über weltanschauliche und ethische Themen hält, ohne sich bis dato ernsthaft die Frage nach dem Sinn des und seines Lebens gestellt zu haben. Jedoch gleich mit Steinen werfen sollte auch der Christ nicht. Zwar stellen die alten christlichen Katechismen mit entwaffnender Direktheit die Frage: Wozu sind wir auf Erden? Wozu bin ich eigentlich da, warum lebe ich? Aber die dann gegebene Antwort klingt in unseren Ohren doch etwas alltagsfern und weltfremd: Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, und dadurch in den Himmel zu kommen. Zu unmittelbar, allzu direkt wird da der Sinn unseres ganzen Lebens auf Gott und den Himmel bezogen, als wäre unser Leben in der Welt, als wären unsere Sorgen und Mühen, unsere Freuden und unsere Trauer, unsere Glückserfahrungen und das Erleben von Unglück, Enttäuschung und Not nur ein recht mühseliges Schlangestehen zum Erwerb eines Eintrittsbilletts in die Ewigkeit Gottes.

Aber ist es wirklich so? Müssen wir eine christliche Antwort nach dem Sinn unseres Lebens nur beiseite schieben, weil sie uns veraltet und lebensfremd vorkommen mag? Oder könnte es umgekehrt nicht auch so sein, daß wir über diese etwas plump klingende Antwort eigentlich noch gar nicht richtig nachgedacht haben? Hier sollen einige Gedanken vorgelegt werden, die letztlich nur den Wor-

ten, nicht aber dem Inhalt nach von der alten Katechismusantwort abweichen. Wozu bin ich, wozu sind wir eigentlich auf Erden? Wir sind auf Erden, so die Grundaussagen, um an Gott zu glauben, um auf Jesus Christus zu hoffen und um im Heiligen Geist Gottes zu lieben².

Wir sind auf Erden, um an Gott zu glauben

Die Schwierigkeit, die sich einer solchen Aussage entgegenstellen mag, sei als erstes aufgegriffen. Das Leben lehrt uns, daß Erkenntnisse, Erfahrungen, Einsichten und Wissen nützlich, unter Umständen sogar lebensnotwendig sind. Aber ist das bloße Erkennen von etwas, ist der Glaube an jemandes Existenz, selbst wenn es die Gottes ist, auch schon der Sinn meines Lebens? Lebe ich, um Gott zu erkennen, um an Gott zu glauben? Es dürfte jedem Christen einsichtig sein, daß der bejahende Glaubensvollzug einerseits zwar zu einer begründeten Erkenntnis führt, daß sich der Glaube andererseits unserem Verstand aber auch nicht zwingend auferlegt, sondern freie Entscheidung bleibt. Wird dies nicht gesehen, dann werden, wie in unserer Zeit leider immer noch, Wissen und Glauben leicht verwechselt; man bestreitet, daß auch der Glaube ein Weg ist, der zu Wissen und Erkenntnis führt.

Und doch leben und praktizieren wir Glauben in unseren zwischenmenschlichen Bereichen ständig und täglich. Denn wie sieht es in unseren Lebensvollzügen eigentlich aus? Wir sagen zwar: Ich habe dem oder jener mein Herz ausgeschüttet. In Wirklichkeit kann man jedoch genau das nicht: das Herz ausschütten. Das Innerste läßt sich nicht nach außen wenden. Ich kann das, was mich bewegt, was ich empfinde und fühle, wie ich wirklich denke, wo ich liebe oder dankbar bin, nur immer über meinen Leib zum Ausdruck bringen und somit zwangsläufig „nur“ verleiblichen in Worten, Gesten, Zeichen, Symbolen. Und der andere, dem ich diese Veräußerlichung meines Herzens anbiete, kann natürlich der ewig Mißtrauische sein.

Nur: Es wird – dies besonders, wenn man an Beziehungen wie Vertrauen, Liebe und vieles andere denkt – der Augenblick kommen, in dem sich der Angesprochene verpflichtet weiß, dem Wort und den Symbolen des anderen zu vertrauen, ihn ernst zu nehmen, ihm zu glauben, da ein Nicht-mehr-Glauben dem anderen gegenüber schlicht und einfach Schuld wäre, selbst wenn im Hinterkopf der Gedanke nicht loskommen sollte, vielleicht doch der Hereingelegte und Hereingefallene zu sein. Glaube und Glaubenszweifel können so, wie jeder schon aus der Alltagserfahrung weiß, Hand in Hand gehen. Hier geht es noch nicht um Glaubentheologie. Zunächst einmal geht es nur darum, das gern Übersehene, gerade weil es das Selbstverständliche unseres Lebens ist, deutlich ins Gedächtnis zu rufen. Wenn jemand sagt, er glaube in seinem Leben nichts und niemandem, ein

solcher Mensch (wenn es ihn denn gibt) hätte echtes Mitleid verdient – oder er müßte daran erinnert werden, daß er wohl noch nie einen Gedanken auf das verwendet hat, was zum Selbstverständlichsten seines Lebens gehört.

Entscheidend ist allerdings das Folgende: Wenn Glaube als freie Entscheidung nicht von Vertrauen zu trennen ist, dann ist er auch mehr als reine und bloße Erkenntnis. Dann ist das Glauben auch das begründete Sich-selbst-Weggeben, ein Sich-Anvertrauen an eine andere Person, so daß Glaube immer und notwendig das Moment der Hingabe enthält. Von da aus ist es nur noch ein kleiner Schritt zum Glaubensverständnis. Man frage sich nur: Wann eigentlich sind wir zufrieden? Wann können wir sagen, glücklich zu sein oder gewesen zu sein? Doch wirklich nicht dort, wo wir auf unseren eigenen Vorteil aus waren. Nicht dort, wo wir nur uns und unseren Vorteil im Visier hatten. Nicht dort, wo wir echte Egoisten waren. Wirklich glücklich und zufrieden waren wir nur in den Zeiten der Selbstvergessenheit, in der selbstvergessenden Hingabe an andere oder an etwas anderes.

Verlangt der Glaube an Gott als dem Sinn unseres Lebens etwas anderes? Wir sind nun einmal Wesen unbegrenzter Offenheit. Nichts erfüllt uns ganz. Immer bleibt ein Mehr, das wir uns wünschen und ersehnen können und müssen. Wenn wir uns dann noch an das Wort des heiligen Augustinus erinnern, daß Gott für uns kein „anderer“ im Normalsinn des Wortes ist, sondern Gott mir innerlicher ist als ich mir selbst, dann ist der Glaube an Gott, der oft unausdrücklich und dennoch lebendig in meinem Alltag da ist, Sinn meines Lebens. Der Glaube an Gott ist dann nicht eine bloße Erkenntnis, nicht eine Selbstpreisgabe zugunsten eines anderen, weil er in einem vertrauenden Sich-selbst-Weggeben Selbstwerdung und Selbstfindung ist. Menschsein bedeutet auch, den Schritt vertrauenden Glaubens an etwas, oder besser noch: an einen anderen zu wagen. Erst die sich selbst vergessende Hingabe läßt uns Menschen zu Menschen werden.

Wir sind auf Erden, um auf Jesus Christus zu hoffen

Es läßt sich kaum vorstellen, daß es Menschen gibt, die ohne jede Hoffnung sind und leben, und deshalb läßt sich nur bejahen, wenn der christliche Philosoph Gabriel Marcel meint, Hoffnung sei vielleicht gar der Stoff, aus dem unsere Seele gemacht ist. Wir können von der Hoffnung nicht lassen, selbst wenn wir es wollten. Hoffnung ist das begründete Erwarten des noch Ausstehenden, und sie ist aus diesem Grund eng mit dem Sinn und dem Wozu unseres Lebens verwoben. Wer ohne jede Hoffnung leben wollte, dem stellt sich auch die Frage nach dem Sinn und dem Wozu seines Lebens nicht, weil diese Frage vom Ekel und Überdruß am Leben müssen verschüttet ist.

Wie dieses Befallensein vom Ekel der Hoffnungslosigkeit aussehen kann, wird

uns in Sartres „Weihnachtsspiel“ „Bariona oder der Donnersohn“, das Sartre 1940 im Gefangenenlager schrieb und das dort auch uraufgeführt wurde, in aller wünschenswerten Deutlichkeit vor Augen geführt. Dort nämlich erklärt Bariona seiner schwangeren Frau gegenüber:

„Weib, dieses Kind, das du gebären willst, es ist gleichsam eine Neuauflage der Welt! Seinetwegen werden die Wolken und das Wasser und die Sonne und die Häuser und die Qual der Menschen einmal mehr existieren. Du wirst die Welt neu erschaffen, die sich wie eine dicke schwarze Kruste schließen wird über ein empörtes Gewissen, das hier bleiben wird, als Gefangener, mitten in dieser Kruste, wie eine Träne. Begreifst du, welche gewaltige Ungeheuerlichkeit, welche schreckliche Gefühllosigkeit es wäre, diese mißlungene Welt gleichsam in neuen Exemplaren erscheinen zu lassen? Ein Kind erschaffen heißt, die Schöpfung aus tiefstem Herzen bejahen, heißt, dem Gott, der uns quält, sagen: ‚Herr, alles ist gut, und ich sage dir Dank, daß du das Weltall gemacht hast.‘ Willst du wirklich ein solches Lied singen? ... Laß ab, meine liebe Sarah, laß ab! Die Existenz ist ein fürchterlicher Aussatz, der an uns allen nagt. Und unsere Eltern haben uns ihm ausgeliefert! Bewahre deine Hände rein, Sarah, damit du auf deinem Sterbelager sagen kannst: Keinen lasse ich nach mir zurück, um das menschliche Leid fortzusetzen.“³

Liest oder hört man solche Aussagen, dann bäumt sich etwas in uns auf, selbst wenn man in Augenblicken der Verzweiflung mit Sartre der Meinung sein sollte, das Leben sei nur ein fürchterlicher Aussatz und es sei besser, niemanden zurückzulassen, der das menschliche Leid fortsetzt. Aber was ist es, was sich da aufbäumt, wenn nicht die Hoffnung auf ein besseres Morgen, auf eine andere Zukunft? Natürlich: Wir erhoffen manches und vieles, und alles, was der Mensch aus eigener Kraft zur Verbesserung seines Lebens und seiner Umwelt tun kann, das soll, muß er auch tun. Gott wird niemandem das abnehmen, was ihm selbst zu tun aufgetragen ist. Und doch ist in uns nicht nur diese Hoffnung. Wie oft mußten wir es schon erfahren, daß die schönsten Zukunftsblüten nie zur Frucht reiften. Und wenn es doch einmal so kommt: Wie oft müssen wir dann erfahren, daß das ursprünglich Erhoffte um keinen Deut besser ist als das Gewesene und dann auch nur wieder über sich hinausweist auf eine andere, eine zu erhoffende, bessere Zukunft? Wenn aus aller innerweltlichen Hoffnung, aus der von uns erdachten und geplanten Zukunft nichts wird, wenn sich aus der Hoffnung Scheitern, aus der Erwartung nur Enttäuschung, aus dem Traum von der besseren Welt nur Utopie schält: Richtet sich dann nicht doch unser Blick, wie verschwommen auch immer, auf jene Zukunft, die man die absolute Zukunft nennt, weil sie keine Zukunft und damit kein Hoffen mehr neben und vor sich hat?

Der christliche Glaube sagt, daß mein Lebenssinn als Hoffnung durch die gnadenhafte Selbstmitteilung Gottes an mich einen Namen hat: Jesus von Nazaret. Für uns und um unseres Heiles willen ist er Mensch geworden, hat er gelitten und ist auferstanden, so daß wir es wagen dürfen zu glauben: So wie er jetzt ist, so werden wir einmal sein. Seine Gegenwart ist meine Zukunft und meine Hoffnung, eine Hoffnung, die alle Hoffnung übersteigt. Natürlich, wer wüßte es nicht: Eine aus der christlichen Hoffnung gegebene Antwort auf die Frage „Wozu bin ich auf Erden?“ nimmt das Kreuz nicht aus unserem Leben. Oft ge-

nug werden wir uns wie angenagelt fühlen, mit nichts anderem vor Augen als dem bodenlos erscheinenden Abgrund von Leiden, Schmerz und Tod. Und trotzdem können wir nicht anders als auch in solchen Situationen noch immer zu hoffen, selbst wenn die Worte fehlen, und wenn das Herz in stummer Verzweiflung leer bleibt.

Wir sind auf Erden, um auf Jesus Christus zu hoffen. Auch das heißt wiederum nicht, unser Blick und unser Sehnen müßten sich unaufhörlich auf das Jenseits seliger Auferweckung richten. Aber was christliche Hoffnung wohl zu leisten vermag, ist es, der stille Wegbegleiter unseres Lebens und unseres Sterbens zu sein. Der Christ kann gelassen und muß engagiert zugleich sein. Er muß nicht ständig dem Glück dieser Welt atemlos hinterherrennen, weil es nur dieses Glück gäbe und sonst eben nichts. Wenn wir hingegen, wie die unnützen Knechte im Evangelium, alles Unsere getan haben, wenn wir vor Unabänderlichem stehen, dem wir nur noch macht- und hilflos zusehen können, wenn wir in bestimmten Stunden nichts mehr ändern oder bessern können, wenn uns durch Krankheit oder Alter die Werkzeuge der Weltverbesserung aus der Hand genommen sind, dann wissen wir immer noch hoffend, daß nicht alles umsonst war, daß es auch dann in unserem Leben noch einen Lebenssinn gibt, der nicht von uns selbst gemacht oder bestimmt ist, sondern der uns zeitlebens angeboten bleibt. Es liegt an uns und unserer Entscheidung, ob wir in unserem Leben nur von Sinninsel zu Sinninsel springen wollen, um dann letztendlich im Meer der Sinnlosigkeit zu ertrinken – oder ob wir unser freies Ja zu dem sprechen, was wir ohnehin nicht lassen können, zu der Hoffnung, die den Stachel weiterer Hoffnung nicht mehr kennt. Sinn als Lebenssinn ist nun einmal nicht stückchenweise zu haben. Entweder es gibt jenen Lebenssinn, der Jesus Christus ist, oder es bleibt nur die Sinnlosigkeit, die, spätestens im Tod, alles verschlingt und vernichtet, für das wir unser Leben zu leben meinten.

Wir sind auf Erden, um im Heiligen Geist Gottes zu lieben

Damit bleibt noch kurz zu meditieren: Wir sind auf Erden, um im Heiligen Geist Gottes zu lieben. Vieles wäre da zu sagen, was nicht einmal angedeutet werden kann. Ein vager Humanismus, den man ja auch als Liebe bezeichnen könnte, wird heute von allen Weltanschauungen theoretisch vertreten und vielfach auch praktisch getätigt. Auch zum Thema der eigentlich christlichen Liebe müßte vieles genannt werden, so etwa die richtige Liebe zu sich selbst, die nicht Egoismus, sondern Voraussetzung der Liebe zu anderen wäre. Die wirkliche Gottesliebe müßte Erwähnung finden, die wir zwar so oft im Gebet beteuern und in Kirchenliedern singen, die uns dennoch (und gar nicht zu Unrecht) wie die Liebe zu einem unbekannten Geheimnis erscheint. Von der christlich geforderten Feindes-

liebe könnte man sprechen, von der ein jeder, falls er sie nur zu verwirklichen sucht, weiß, wie schwer sie im Ernstfall des Alltags umzusetzen ist.

Aber von den vielen Aspekten der Liebe sei hier einer besonders hervorgehoben, nämlich jene Liebe, die in einem Gottes- und Nächstenliebe ist und aus diesem Grund Gott auch nicht am Mitmenschen vorbei, sondern Gott in der Liebe zum Mitmenschen liebt. Vielleicht ist es sogar das, was die eigentlich christliche Liebe erst als solche kennzeichnet.

Zunächst soll jedoch wieder ein mögliches Mißverständnis ausgeräumt werden. In vielen Katechismen und Predigten wird von den Christen ein rechtes, heilschaffendes Verhalten zu Gott abverlangt, das dann summarisch und in einem Wort unter dem Begriff der Liebe zu Gott zusammengefaßt wird. Diese Liebe zu Gott verlangt das Einhalten der Gebote, und dazu gehört dann eben auch das der Nächstenliebe. Aber wer die Nächstenliebe als ein Gebot neben andere stellt, sieht das Verhältnis von Gottes- und Nächstenliebe zu oberflächlich; denn das Wesen der Liebe zu Gott ist schon fast unvermeidlich mißverstanden, wenn die Gottesliebe als die Erfüllung eines einzelnen, partikulären Gebots neben anderen verstanden wird. Sowenig Gott selbst richtig verstanden wäre als eine Wirklichkeit neben den zahllosen anderen Wirklichkeiten unseres Lebens, so wenig darf die Gottesliebe als eine Einzelleistung neben vielen anderen Pflichten und Geboten abgewertet werden.

Liebe umfaßt alles. Sie ist das Ganze des freien Vollzugs unseres Lebens. Sie ist nicht Inhalt eines einzelnen Gebots, sondern Grund und Ziel aller Gebote. Es mag uns gelegentlich so vorkommen, als wäre der christliche Glaube nur ein Sammelurium von Geboten, Verboten, Vorschriften – und so unbegründet ist dieser Eindruck leider auch nicht! Ändern wird sich dieser Eindruck nur, wenn wir uns wieder in Erinnerung rufen, daß alle Pflichten und Verpflichtungen unseres Glaubens, und nicht nur dieses oder jenes Einzelgebot, Ausdruck unserer Liebe zu Gott sind. Wäre es anders, dann allerdings könnte man meinen, Gott würde uns willkürlich (und auf eine uns oft genug teuer zu stehende Weise zugleich) nur durch das Fegfeuer des Lebens den Himmel verdienen lassen. Aber dem ist nicht so, weil Gottes- und Nächstenliebe ein einziger Vollzug ist. Wie aber soll man dann diese Einheit von Gottes- und Nächstenliebe verstehen?

Man mag heute die von Christus geforderte Nächstenliebe soziale Gerechtigkeit nennen, Hilfe für die Dritte Welt oder ihr sonst einen Namen geben, der dasselbe meint. Eines allerdings scheint unbestreitbar: Wirkliche Liebe, soll sie diesen Namen verdienen, will von ihrem eigenen Wesen her ohne Vorbehalt und bedingungslos, absolut sein. So möchten wir geliebt werden. So wagen wir es, uns in Liebe einem anderen anzuvertrauen, und dies auch, wenn wir wissen und immer wieder schmerzhaft erfahren, diese sich absolut weggebende und sich anvertrauende Liebe nie in reiner Selbstvergessenheit aufzubringen. Liebe darf jedoch nicht schon deshalb abgewertet werden, weil wir schwach sind. Liebe liebt den

Nächsten ohne Bedingung, ohne Vorbehalt, ohne Eigennutz. Sie gibt sich ganz und sie vertraut absolut.

An dieser Stelle taucht wohl unweigerlich die Frage auf, ob all das nicht doch nur frommes Gerede sei, weil niemand in der Schwäche und Hinfälligkeit seiner Liebe diesen Anspruch bedingungsloser Liebe begründen oder rechtfertigen kann, ganz zu schweigen von denen, denen wirkliche Liebe vielleicht nie zuteil wird. Sollen wir es folglich dabei belassen und sagen: Diese wirkliche Nächstenliebe gibt es konkret unter Menschen nicht, und die Liebe zum Nächsten kann darum auch nie Liebe zu Gott sein? Diese Frage führt unmittelbar zur Gerichtsrede Jesu bei Matthäus 25, 31–45. Was ist da eigentlich gesagt? Was ist unser Gericht, was ist aus unserem Leben endgültig geworden? Die Antwort ist: Das Gericht über unser Leben wird sein die Tat der nüchternen, banal alltäglichen Liebe, die dem unbedeutenden Nächstbesten getan wurde, und dies ausdrücklich so, daß diese Tat der Liebe völlig eins und identisch ist mit der dem unerkannten Menschensohn getätigten Liebe. Den Gerechten wie den Ungerechten war der Menschensohn der nicht Gekannte oder überhaupt nicht Erkannte. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Weder den Gerechten noch den Ungerechten war es bewußt, daß jede Nahrung oder Kleidung, die sie schenkten oder verweigerten, Christus selbst geschenkt oder verweigert war, daß sie Christus selbst im Gefängnis oder als Kranken besucht hatten oder nicht. Vielleicht ist es sogar so, daß man Christus vergessen muß, will man diesen oft qualvoll Nächsten wirklich lieben. Aber Christus läßt keinen Zweifel. Es geht nicht um die Anrechnung einer guten Tat; es ist kein „als ob“; es heißt nicht: Das zählt so, als ob ihr es mir getan hättet.

So weist die Gerichtsrede Jesu in aller Eindringlichkeit auf die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Denn wenn echte Liebe ihrem Wesen nach vorbehaltlos und selbstvergessen sein muß, wenn sie, soll sie diesen Namen ehrlich verdienen, sich nicht an Bedingungen binden und Vorbehalte einbringen darf, sondern wirklich absolut sein muß, wenn sich – noch einmal anders gesagt – Liebe ganz wagt und ganz anvertraut, dann stellt sich die Frage, worin diese Liebe eigentlich ihren letzten Grund hat. Die christliche Antwort kann nur lauten: Der Mensch, der in der Liebe zum Nächsten auch geliebt ist, der absolut treue, verlässliche, in Wahrheit das Sich-Anvertrauen und das Vertrauen rechtfertigende Mensch, der in jeder wahren Liebe gesucht und geliebt wird, ist Jesus Christus, ist Gott. Damit ist schließlich auch gesagt, daß der andere Mensch nie Mittel zum Zweck ist, die Nächstenliebe nicht Mittel, um Gott zu lieben. Nächstenliebe und Gottesliebe laufen nicht parallel, vielmehr ist Gott im Nächsten geliebt. Deshalb gilt sogar, und die Gerichtsrede Jesu legt dies ja wahrhaftig nahe: Je selbstverständlicher und selbstvergessener Liebe auf den Nächsten, auch auf den oft nur unter Qual zu liebenden Nächstbesten, ausgreift und ihn umgreift, desto mehr ist im Nächsten Christus und in Christus Gott geliebt.

Es ist sicher nützlich und sinnvoll, auch über das einmal nachzudenken, was das Eigentliche christlicher Liebe ausmacht. Wir sind auf Erden, um im Heiligen Geist Gottes zu lieben. Das heißt: Um in der Liebe zum Nächsten Gott, den geheimnisvollen Urgrund aller Liebe, mitzulieben und um in die Liebe zu ihm hineinzuwachsen. Unser Menschsein erfüllt sich nur, wenn wir es immer wieder wagen – oder wenigstens zu wagen versuchen –, Liebe zu geben und vertrauend die Liebe der anderen anzunehmen.

Wozu sind wir auf Erden? Vieles – als Christen sind wir davon nicht ausgenommen – wird uns dunkel, rätselhaft und unverständlich bleiben. Wozu sind wir auf Erden? Wir sind auf Erden, um an Gott zu glauben, um auf Jesus Christus zu hoffen, um im Heiligen Geist Gottes zu lieben. Und dieses Glauben, Hoffen und Lieben ist alles andere als Weltfremdheit oder gar Weltflucht. In Glaube, Hoffnung, Liebe erfüllt sich das Leben schon jetzt und geht gleichzeitig auf jene Erfüllung zu, die der wahre Sinn des Daseins ist. Dann, so glauben und hoffen wir, werden die Tränen getrocknet, die Fragen für immer in der Antwort Gottes verstummt sein.

Es ist schon so, wie Karl Rahner in einem anderen Zusammenhang einmal meinte. Der christliche Glaube ist eine schwere und leichte Last zugleich. Leicht, weil es trotz aller Querelen und Kontroversen, wie wir sie heute wieder in der Kirche erleben, letztlich doch nur darauf ankommt, zu glauben, zu hoffen, zu lieben. Dies ist der so einfache Kern der christlichen Lehre. Und doch ist die Last schwer, weil sie nur dem leicht wird, der bereit ist, sie als das Kreuz Jesu in seinem Leben und durch sein Leben zu tragen.

ANMERKUNGEN

¹ A. Schaff, Marx oder Sartre? (Wien 1984) 64.

² Ausführlicher sind die hier vorgelegten Gedanken behandelt in: K.-H. Weger, Wozu sind wir auf Erden? Sinn-erfahrung im Glauben (Freiburg 1989).

³ Zit. nach: G. Hasenhüttl, Gott ohne Gott (Graz 1972) 285–286.